

Nur wenigen Lesern wird es bekannt sein, daß der amerikanische Dichter J. F. Cooper, der berühmte Verfasser der romantischen Lederstrumpf-Erzählungen, sich auch an einem deutschen Stoff von echt romantischer Art versucht hat, der zudem an einem Ort spielt, wo deutsches Wesen ganz besonders laut erklingt, nämlich in der sonnigen Pfalz am Rhein!

Er verfiel hierauf, als er anfangs der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, bei Gelegenheit seines mehrjährigen Aufenthaltes in den reichen Geisteskulturweiden Europas, von Paris über Belgien hin den Rhein bereifte.

Hierbei mußte er sich infolge eines hemmenden Zufalls in die gastliche Obhut des am Fuße des Haardtgebirges so wohligh sich dehnenden Pfälzer Städtchens Dürkheim begeben, das ihn mit seinen verführerischen Reizen, seinen bedeutungsvollen, sagenumwobenen Ruinen, nicht zum mindesten aber mit seinem köstlichen, so lieblich eingehenden Wein sofort für längere Zeit gefangen nahm.

Diese geistige Liaison blieb nicht ohne Folgen; sie verursachte eine geistige Empfängnis, die das Schmerzenskind Coopers, den zwei Welten angehörigen und gerade deshalb vielleicht jede der beiden nur halb befriedigenden Roman „die Heidenmauer“ zu Tag treten ließ.

Das architektonische Gefüge dieser Schöpfung, das Schema der „Heidenmauer“ scheint unter dem Einfluß des lichtblauen Pfälzer Himmels und seines alle nebulösen Empfindungen zerteilenden Nebengoldes entstanden zu sein, denn die Meisterschaft Coopers, gleich einem literarischen Bosko fortgesetzt wie spielend aus der Hand die spannendsten Situationen hervorzuzaubern und sie dann mit künstlerisch geübtem Blick zu einem höchst fesselnden Wechselbild aneinander zu reihen, zeigt sich hier in besonders hellem und abgeklärtem Licht.

Leider jedoch scheint der Ausbau dieses in so lebensvollem Drang emporstrebenden, ich möchte sagen: gotischen Liniengerüstes, im fernen Amerika, nahe dem endlos weiten, melancholischen Präriehimmel, wo damals noch der Büffelstier hauste und die Indianer die Köpfe skalpierten, geschehen zu sein, so daß durch diese Nachbarschaft allerhand Unverdaulichkeiten und Amerikanismen in die „Heidenmauer“ gerieten, die sie dem deutschen Geschmack entfremdeten und den Genuß des interessanten Werkes vielfach in sein Gegenteil kehrten.

Dazu kommt noch, daß Cooper der trügerischen Ansicht war, einen Roman, der im Lande der Denker spielt, in ganz besonderer Weise mit dem Gold seiner Gedanken behängen zu müssen, was aber in der von Nebengold durchtränkten Pfalz nur wie Blei wirken kann.

Die verdienstvolle Arbeit war daher in den letzten Jahrzehnten fast vollständig vom Tisch der deutschen Leservelt verschwunden und selbst in Dürkheim, der von Cooper so sehr verherrlichten Perle der Pfalz, er-



innerte sich nur dann und wann ein patriotischer Literaturfreund oder ein von Neugierde geplagter Grübler, daß in dem vergilbten Band der Cooperschen Muse doch vielleicht etwas vergraben sei, was zu heben der Mühe wohl lohne.

Zu den ersteren zählt auch der Verfasser dieses Werkes, für den die Heidenmauer übrigens noch eine besondere Anziehungskraft hatte. Ist doch das derzeitige Heim des Verfassers, die so romantisch gelegene Herzogmühle, mit dem in der Cooperschen Vorrede genannten kleinen See, dem Herzogweiher, aufs engste verwachsen, während das Absteigequartier Coopers in Dürkheim — der Gasthof zum goldenen Ochsen — schon zu Coopers Zeiten dem damaligen Besitzer der Herzogmühle zu eigen war, der einen Pächter darauf hatte. Bedenkt der Leser nun noch, daß fast alle Schaupläge der „Heidenmauer“ sich rings um die Herzogmühle, wie um ihren Mittelpunkt herandrängen, so wird man es begreiflich finden, wenn der Verfasser sich immer wieder zu dem vergilbten Cooper hingezogen fühlte, bis ihm auf der Suche nach einem epischen Prosastoff plötzlich der Gedanke aufblühte, die Hebung des in der Cooperschen „Heidenmauer“ vergrabenen Schatzes selbst zu versuchen und hiemit eine Grundlage für sein geplantes vaterländisches Werk zu gewinnen.

Es konnte mir selbstverständlich dabei nicht einfallen, einen Mann, wie den Verfasser des „Letzten der Mohikaner“, schulmeistern zu wollen und mit Rotstift und Streichungen an ihm herumzuhantieren, wie der Lehrer an einer Schülerarbeit. Der Flügelstaub der Poesie wäre bei solchem Stück- und Flickwerk vollständig weggewischt worden, und die empörten Musen, die bekanntlich zu den empfindlichsten und eigenwilligsten Geschöpfen der Welt gehören, wären mir davongerannt.

Wenn das Unternehmen daher etwas werden sollte, mußte ich meinen Musen erlauben, die feststehenden Schönheitslinien des Cooperschen Baugerippes frei zu umflattern, es nach Belieben zu schmücken und zu bemalen und hie und da auch ein veraltetes Kapital zu entfernen oder ein Türmchen aufzusetzen, dabei ihren Stift aber nur so weit und tief in die Coopersche Gedankenflut zu tauchen, als es dem pfälzischen Heimatsinn meiner Musen, sowie dem fortschrittlichen Geist, der ja stets die Kinder der Pfalz zu beseelen pflegt, rätlich erscheinen würde.

Auch können wir nicht verhehlen, daß der Grundbau der „Heidenmauer“, so viele geniale Züge er auch aufweist, doch einige Eigentümlichkeiten besitzt, die ich in meine Arbeit nicht glaubte hinübernehmen zu dürfen. Was einem Dichtersouverän erlaubt ist, könnte einem gewöhnlichen Sterblichen unter Umständen doch als schwereres Vergehen angerechnet werden. So durfte ich z. B. die zahlreichen und kühnen Cooperschen Anachronismen nicht mitmachen, auch durfte ich es nicht wagen, die Ergänzung der vielen fehlenden Uebergänge und lückenhaften Begründungen, die Coopers Autorität noch ruhig dem Scharfsinn seiner Leser überlassen konnte, meinen verehrlichen Zeitgenossen, die bekanntlich ja stets so wenig Zeit haben, aufzuerlegen. Auch die von Cooper beliebten häufigen Wiederholungen hätte man bei mir anstößig gefunden.



Alles zusammenfassend kann ich sagen:

Ich versuchte das Werk so zu schreiben, wie wenn Cooper nochmals, und zwar als waschechter Pfälzer auf die Welt gekommen wäre und nun seine „Heidenmauer“ zum zweitenmal, aber diesmal im kunstgeläuterten Geschmack der Jetztzeit, zugleich erfüllt vom freien Pfälzergeist, ohne jede Anwendung von Puritanismus, verfaßt hätte.

Nur der literaturkundige Leser wird entscheiden können, ob ich diesem hohen Ziel einigermaßen nahe gekommen bin. Cooper steht auf einem so hohen Piedestal, daß man meine Absicht vielleicht sogar als Vermessenheit auslegen wird. Doch wer die Pfalz kennt, der begreift auch das Heimatgefühl des Pfälzers und verzeiht es, wenn er, im Bestreben, seinem geliebten Heimatland in höherem Sinn zu dienen, die Schranken seiner Flugkraft nicht richtig zu schätzen wußte.

Ich glaube mein Verhältnis zu Cooper hiemit genügend klar gelegt zu haben, und trete nun in die Coopersche Vorrede ein, die in aufklärender und ergänzender Weise auf die Erzählung hinleitet, also nicht entbehrt werden kann. Dabei beschränke ich mich aus naheliegenden Gründen auf die zweite Hälfte der Vorrede, die von den schönen rebenumglänzten Dürkheimer Tagen des großen amerikanischen Romanciers handelt und besonders in den Zwiegesprächen eine solche Frische, ich möchte sagen, einen so weinechten Pfälzer Humor bekundet, daß ich nicht umhin kann, sie möglichst wörtlich, zum mindesten sinngemäß zum Abdruck zu bringen. Nur da, wo die Reflexionen des geistvollen Mannes allzusehr hereinschwärmten, glaubte ich im Interesse des Lesers beschränkend eingreifen zu müssen, während ich andererseits bei den vielfach eingestreuten Beschreibungen meines schönen Heimatlandes mich nicht enthalten konnte, da und dort nach farbensatteren und herzblutwärmeren Tönen zu greifen.



Wir wollen nun den berühmten Freund des Dürkheimer Singens und Sagens nicht länger warten lassen.

Er schreibt gemäß der Uebersetzung von Dr. Karl Kolb von Seite 13 seiner Vorrede ab:

Wir schieden vom Rhein, eine Art Heimweh im Herzen, denn es läßt sich kaum ein Strom in seiner Art denken, der lieblicher und erhabener zugleich dahin flöße. Bei Mainz setzten wir zunächst auf das rechte Ufer über, durchquerten das Großherzogtum Hessen und gelangten so nach Baden und seinem schönen Heidelberg. Dort setzten wir uns auf das große Faß, besichtigten das Schloß und lustwandelten in den Anlagen. Dann ging's nach Mannheim, von wo aus wir uns abermals der französischen Hauptstadt zuzuwenden gedachten. Diese im Schachbrettstil erbaute frühere kurpfälzische Residenz, wo wir uns der Unpäßlichkeit eines meiner Begleiter halber einige Stunden aufhalten mußten, bot wenig Interessantes und diente zur Bekräftigung unserer früheren Ansicht, daß die Symmetrie und Regelmäßigkeit, welche große Städte großartig macht, die kleinen ärmlich erscheinen läßt.



Es war an einem schönen Herbstmorgen, als wir auf unserm Weg nach Paris das linke Rheinufer wieder betraten. Die Sehnsucht hatte in uns den Plan gereift, vor Mittag noch die vor uns liegende nahe Bergkette des Pfälzer Haardtgebirges zu erreichen und womöglich vor Schlafenszeit auf der großen Heeresstraße Napoleons bis nach Kaiserslautern zu gelangen. So steuerten wir den immer lichter und freundlicher winkenden Pfälzer Bergen zu, als plötzlich bei einer Senkung des Weges zwischen den rebenbedeckten Vorhügeln des herannahenden Gebirges der stattliche Turm des weitbekannten Pfälzer Weinorts Dürkheim auftauchte.

Der Ort selbst schien freilich beim Näherkommen wenig von den Versprechungen seines Turmes halten zu wollen, aber der Postillon versicherte uns, daß die Post ein Gasthaus sei, in welchem ein König residieren könne, und erst der Wein!! — — nein, für diesen wußte er keine höhere Lobesäußerung als das Schwenken seiner Peitsche, bekanntlich ein Ausdruck höchster Beredsamkeit und diesmal auch höchsten Entzückens für Leute seines Schlages.

Wir verhandelten noch über die Frage, ob wir weiter fahren oder weilen wollten, als unser Wagen schon unter dem weit über die Straße sich streckenden Wirthsausarm mit seinem Emblem „zum goldenen Ochsen“ anrollte, während gleichzeitig die hohe behäbige Gestalt des Ochsenwirthes unter der Thür erschien, um uns nach Gebühr zu empfangen. Die Körperverfassung dieses Mannes, die kein übles Abbild in dem Wirthauszeichen hatte, schien von guter Vorbedeutung für die hier zu erwartende leibliche Pflege zu sein, während sein ehrliches, von Wohlwollen glänzendes Gesicht sofort das lebhafteste Zutrauen weckte. Wir glaubten den Typus echter und rechter deutscher Redlichkeit vor uns zu haben, und dies merkwürdigerweise in einem Mann verkörpert, dessen Beruf zwar in der Regel eine geradezu eingefleischte Freundlichkeit zur Schau zu tragen pflegt, aber leider oft genug mehr der Erleichterung der Geldbeutel als der Erleichterung der erholungsbedürftigen Wanderer halber. Bestärkt wurde unsere gute Meinung noch durch die freundliche Art des Trefflichen, der durchaus nicht wissen konnte, ob wir nach geschehenem Pferdewechsel weiter reisen oder einige Zeit rasten und demnach Zeche machen würden. So forderte er uns z. B. auf, die Wartezeit in seinem wohlgepflegten, mit hübschen, abgeschiedenen Pavillons versehenen Garten — auf den er offenbar stolz war — zu verbringen, und auch sonst zeigte er fortgesetzt eine Zuvorkommenheit, wie wenn wir alte Stammgäste und nicht Fremde wären. Unser Gasthaus, dem man auch die Post übertragen hatte, war offenbar keine Bier- und Rauchkneipe, wie so oft in den ländlichen Bezirken, sodaß wir angesichts solcher Vorzüge nicht länger zögerten, den einladenden Räumen uns für einige Zeit in Obhut zu geben, zumal, wie es sich jetzt herausstellte, unser erkrankter Reisekamerad dringend noch einige Zeit der Ruhe und Pflege bedurfte.

Die Mitteilung unseres Entschlusses wurde ohne jede übertriebene Höflichkeit entgegengenommen, und ungleich dem unsterblichen Fallstaff



erfreute ich mich der Aussicht, in einem Wirtshaus mirs gemächlich machen zu können, ohne befürchten zu müssen, eines schönen Tags mit geleerten Taschen zu erwachen.

Der Wagen war bald unter Dach und das Gepäck auf das Zimmer gebracht, wobei man bescheiden, aber doch mit Selbstgefühl von dem Inhalt der Speisekammer sprach. Es dauerte aber doch mehrere Stunden, bis das Mittagessen aufgetragen wurde, eine Zögerung, die sich recht gut mit unseren Gewohnheiten vertrug, obschon wir häufig die Erfahrung gemacht hatten, daß in Deutschland eine Mahlzeit nie zur Unzeit kommt.

Die freundliche gesprächige Art unseres Wirtes veranlaßte uns, den allgemeinen Redensarten bald eine bestimmtere Prägung zu geben: So fragte ich: „Habe ich, als wir zum Dorf hereinfuhren, auf dem nahen Berge nicht eine Ruine gesehen?“

„Wir nennen Dürkheim eine Stadt, mein Herr“, entgegnete der Ochsenwirt, „und obschon sie nicht gerade zu den größten gehört, ist sie doch ihrer Zeit eine Hauptstadt gewesen.“

Bei diesen Worten nagte der würdige Bürger sichernd an seiner Pfeifenspitze, denn er war ein Mann, der Augen und Ohren hatte und von Orten wie London, Paris, Peking, ja vielleicht sogar von unserer Bundeshauptstadt schon gehört hatte.

„Eine Hauptstadt?“ sagte ich, „so war hier wohl der Sitz eines kleinen Fürsten? Welcher Familie gehört euer Souverän an?“ „Sie haben recht, mein Herr. Vor der französischen Revolution war Dürkheim eine Residenz und gehörte den Fürsten von Leiningen. Sie hatten hier auf der anderen Seite der Stadt ein prachtvolles Schloß, das durch die französischen Revolutionsmänner jedoch niedergebrannt wurde. Infolge der napoleonischen Feldzüge wurde unser Souverän dann mediatisirt, d. h. seines souveränen Besizes entkleidet, ohne jedoch seine sonstigen Souveränitätsrechte zu verlieren. Wenn unsere früheren Gebieter uns hiedurch auch persönlich entfremdet wurden, so fühlen sie sich doch noch bei uns heimisch. Der junge Fürst ist erst in der letzten Woche hier gewesen und bewohnte während einiger Tage jene vorderen Zimmer. Sie wissen, daß er ein Sohn der Herzogin von Kent und ein Halbbruder der jungen Prinzessin ist, die wahrscheinlich dereinst auf dem Thron von England sitzen wird!“

„Hat der Fürst noch Besitzungen hier oder ist er sonst in irgend einer Weise mit eurer jetzigen Regierung in Verbindung?“ „Man hat ihn mit Geld und hauptsächlich mit Gütern auf der andern Seite des Rheins für den Verlust seines Fürstentums abgefunden. Der junge Fürst besuchte die Ruinen seines Stammschlosses, die etwas im Gebirge zurückliegen.“

„So habe ich also beim Hereinfahren auf dem Hügel geradeaus die Trümmer dieses Bergschlosses gesehen?“

„Nicht doch, mein Herr, Sie sahen die Reste der Abtei Limburg, die der Hartenburg, so hieß der Leiningener Stammsitz, liegen noch weiter zurück im Thal.“



„Wie, die Trümmer einer Abtei und noch obendrein die Ruinen eines Bergschlosses? Da gibt es ja für den Rest des Tages genügende Beschäftigung. Eine Abtei und ein Schloß!“

„Und die Heidenmauer und den Teufelsstein!“

„Wie, eine Heidenmauer und den Teufelsstein! Ihr seid in der That reich an Merkwürdigkeiten!“

Der Wirt begnügte sich, mit stolzem Lächeln philosophisch weiter zu rauchen.

„Habt Ihr nicht einen Führer, fuhr ich fort, der mich auf dem kürzesten Weg zu diesen Plätzen führen kann?“

„Das kann jedes Kind tun.“

„Ich würde einen vorziehen, der französisch spricht. Mein Deutsch ist nichts weniger als klassisch.“

Der würdige Posthalter nickte. „Wir haben hier einen gewissen Christian Kinzel“, versetzte er nach kurzem Besinnen, „einen Schneider ohne viel Kundschaft, der sich eine Zeitlang in Frankreich herumgetrieben hat, der wird wahrscheinlich der rechte Mann sein.“ Ich versetze, es dürfte der Gesundheit eines Schneiders wohl zu statten kommen, wenn er Gelegenheit finde, seine Beine zu strecken. Der Ochsenwirt fand meine Erwiderung spasshaft und nahm sogar seine Pfeife aus dem Mund, um mit mehr Gemächlichkeit lachen zu können. Doch kam seine Heiterkeit offenbar aus dem Herzen wie bei einem Mann ohne Arg.

Die Sache war daraufhin bald in den Weg geleitet, ein Bote wurde zu Christian Kinzel geschickt, während ich meinen kleinen Reisebegleiter an der Hand nahm, um langsam voranzugehen. Nach kurzer Frist, der Talstraße folgend, waren wir bald am Fuß des Limburgberges angekommen. Die Sonne brannte so heiß, und der Berg schien in seinem vielfach zu Tag tretenden roten Gestein so sehr zu glühen, daß ich ernstlich überlegte, ob ich der Abtei nicht eine Absage erteilen solle, als auf einmal der Schneider nachgerannt kam und mich und noch mehr meinen jungen Begleiter zu frischem Tatendrang anspornte.

„Voici, Monsieur Kinzel“, rief hell jubelnd mein kleiner Kamerad, dem jedes neue Unternehmen als Sporn diene, und der trotz seiner Jugend in unverdrossenem Mühen schon die Alpen und die Apenninen, den Jura und das kalabrische Gebirg, auch unzählige Türme, Monumente und Dome, kurz alles erstiegen hatte, was ihn in die Höhe brachte. Allons grimpons! war seine Devise, die auch uns jetzt aufwärts führte. Wir kletterten nun über zahlreiche, mit Weinstöcken und allerhand Feldfrüchten bebaute Terrassen hin, bis wir endlich im Schweiße unseres Angesichts die Höhe erreichten.

Eine überraschende Aussicht tat sich dort zunächst auf: Die vor unseren Füßen liegende, weit sich öffnende Talmündung gestattete einen umfassenden Blick über das in einen Ring von Nebengold gefaßte liebe Dürkheim und die daran anschließende, wie ein prachtschimmernder Sächer sich breitende Rheinebene; während die beiderseits heran-



drängenden tiefdunkelblauen Bergrücken den erhabensten, vom lichtstrahlenden Himmel überwölbten Rahmen bildeten. Doch die stets so herrische und hier besonders reich gerüstete Macht der Nähe ließ die Herrlichkeiten der Ferne nicht länger aufkommen. Wir mußten uns schon nach kurzer flüchtiger Umschau dem gewaltigen Trümmerfeld der Abtei gefangen geben, das, von einer — freilich recht lückenhaften — Mauer umhütet, die ganze etwa zwanzig Morgen große Bergfläche überdeckte.

Ungleich den meisten Ruinen des Rheines zeigten hier fast alle hervorragenderen Bauten eine kunstgerechte Bearbeitung der massiven Steine, die offenbar dem herrlichen rötlichen Felsen entnommen waren, aus dem das Knochengerüste des heiligen Berges bestand. Wie einst geistig, ragte jetzt noch körperlich wenigstens die Abteikirche empor, und nicht minder erhalten stand ihr das monumentale Refektorium zur Seite, dieser unerläßliche und hier so bedeutungsvolle Tröster mönchischer Abgeschiedenheit. Weiterhin drängten sich unserm Blick dann mehrere Gebäude auf, die augenscheinlich Schlafzellen geborgen hatten, nicht zu vergessen die fast ganz in Epheu gebetteten Nester des malerischen Kreuzganges. Nahezu tadellos erhalten ist der südwestlich gelegene, zu schwindelnder Höhe sich aufbauende Turm der Abteikirche. Man hatte ihn geschlossen, um müßige Besucher abzuhalten, sich durch waghalsiges Besteigen der mürben Treppen in Gefahr zu begeben, doch hatte er sicher dereinst auch seine Glocken, die an jedem Abend und Morgen ihren Segen über das Thal hinbreiteten. In der Nähe des Turmes befindet sich auch ein schöner Bogen, dessen Gefüge jedoch so gelockert erscheint, daß der einst so stolz Geschwungene nun jenen beengenden düster drohenden Anblick bot, mit dem die dem Verderben Geweihten gezeichnet zu sein pflegen. Nach diesen mancherlei Bildern mehr oder weniger trostlosen Verfalls wandten wir uns dem Frieden des um die Nordseite des Berges sich biegenden Thals zu. Nichts hätte lieblicher und zugleich beruhigender sein können; die Notwendigkeit sich mit einem eng begrenzten Stückchen Erde begnügen zu müssen, hatte die Bewohner des Thales veranlaßt, jeden Schuh Dammerde zu pflegen und zu nützen.

Keine Schweizer Alpe konnte dichter am Boden gemäht sein, als die Wiesen zu meinen Füßen, und zwei bis drei Bächlein, die sich in geschlängeltm Lauf durch sie hinzogen, waren mit guter Wirkung zur Bewässerung benützt. Der Damm einer ländlichen Mühle drängte das Wasser anscheinend in einen kleinen See zurück, und einige eifrige Verehrer Neptuns hatten an seinem Gestade ein Bierhaus errichtet und mit dem Zeichen „zum Anker“ beehrt.

Einen scharfen Kontrast zu diesen idyllischen Lieblichkeiten bildeten die weiter zurück aus den düsteren Schatten des Waldgebirges auftauchenden Trümmer der Hartenburg. Das festgegründete, machtvolle Schloß stand noch aufrechter und beherrschender da, als die Ruinenherrlichkeit der Limburg. Quadergefügte, turmhohe Mauern und noch höher sich reckende, nicht minder felsstrotzende Rundtürme starrten in unheimlicher Nähe mit ihren Schießscharten herüber, und man konnte



sich wohl denken, daß die Mönche mit Bangen lauschten, ob der erzürnte Graf seinen häufigen Fehdebrieffen nicht auch seine Kanonenkugeln würde nachfolgen lassen.

Nachdem wir uns eine Stunde lang in der fesselndsten Weise mit der Vergangenheit unterhalten hatten, fiel mir bei, daß unser ortsfundiger Postmeister auch von einer Heidenmauer und einem Teufelsstein gesprochen hatte, die eine noch vertieftere Versenkung in die Rätsel der Vorzeit versprochen. Wir waren daher auf das angenehmste überrascht, als uns Christian Kinzel belehrte, daß sich beide Sehenswürdigkeiten jenseits des ehrgeizigen kleinen Sees, auf der gerade gegenüberliegenden, nur musketenschußweit entfernten Bergkluppe befänden und daher unschwer zu erreichen seien.

Unser Interesse war nun doppelt geweckt, und als mein Reisehandbuch gar noch berichtete, daß die Heidenmauer dereinst ein Germanen-, vielleicht sogar ein Hunnenlager und der Teufelsstein ein altheidnischer Opfertisch gewesen sei, reifte in mir rasch der kühne Entschluß, auch diesen Urstätten menschlichen Ringens und Schaffens eine Visite abzustatten und dabei meine Kenntnisse der Sitten und Gebräuche meiner altgermanischen Vitterschaft tunlichst zu erweitern.

Während wir nun talabwärts stiegen, ließ unser Christian Kinzel mit gewohnter Redseligkeit die Sagen vom Stapel, welche die Limburg und den Teufelsstein in ebenso ergötzlicher, wie bedeutungsvoller Weise verknüpfen:

Bei Erbauung der Limburg hatten die Mönche mit dem überall seinen Vorteil erlauernden Teufel einen Pakt abgeschlossen, kraft dessen sich Vater Belzebub verpflichtete, die Steine im nahen Felsgebirge für das riesenhafte Werk nicht bloß zu brechen, sondern auch aufs feinste bearbeitet an Ort und Stelle zu schaffen. Der lockende Preis hiesfür habe in dem Versprechen bestanden, daß hier eine Wirtschafft errichtet werde, was der dumme Teufel — die Teufel sind ja stets dumm — auch geglaubt habe. Er glaubte sogar, ein höllisch gutes Geschäft zu machen, denn das riesenhafte Wirtshaus werde die allezeit durstigen Pfälzer vollends um den Verstand bringen und ihm herdenweise ins Gehege treiben. Unter solchen trügerischen Vorspiegelungen schaffte und schanzte der Vater der Sünde so eifrig in seinem pechdünstenden Schweiß, daß er die größten Felsblöcke in rasendem Flug herbeitrug und die Abtei samt Kuppel und Thürmen in unglaublich kurzer Zeit fertig dastand. Wie aber dann in der Kuppel sechs Glocken auf einmal den dröhnenden Mund auf-taten und die Mönche zur Einweihung des Klosters in feierlicher Prozession mit vorangetragenem Kreuz den Limburgberg hinanstiegen, da konnte dem betrogenen Satan die Wahrheit nicht länger verschlossen bleiben. Mit schrecklichem Gefauche stürzte er auf den gegenüberliegenden Hang der Heidenmauer, um dort aus den tiefsten Eingeweiden der Erde einen riesigen Felsblock loszuwühlen und mit zerschmetternder Wucht über das Thal hin auf die Limburg zu schleudern. Da plötzlich fühlte er zu seinem Entsetzen, daß der Fels in seiner Hand weich wurde, wie wenn



er von Butter wäre, und sich hiedurch jedem Versuch einer frevlen Schleuderung in der hartnäckigsten Weise entzog. Der heilige Benedikt hatte über seine neuen Schutzbefohlenen gewacht und offenbar dies rettende Wunder ausgeheckt. Dem armen Teufel blieb daher nach einigen weiteren verzweifelten Schleuderungsversuchen nichts übrig, als wieder einmal an die Stärke des Himmels zu glauben und sich beschämt davon zu trollen.

Das Volk bemächtigte sich später mit Vorliebe dieser Sage und schmückte sie in seiner naiven Weise noch aus. So zeigt man z. B. noch gewisse Merkzeichen des Felsens, die beweisen sollen, wie verzweifelt der Höllengeist mit seinem Widersacher, dem Butterkloß, gerungen habe. Am wenigsten zweifelerregend scheint in dieser Beziehung ein kesselförmiger Eindruck auf dem Gipfel des Felsen zu sein, der, wie viele fest und steif behaupten, davon herrührt, daß der von seinem vergeblichen Rasen erschöpfte Satan sich in trübseligem Hinüberstarren auf den butterweichen Stein gesetzt und hiedurch den Abdruck seines Hinterteils hinterlassen habe.

Wir hatten, durch diese erheiternde Erzählung belebt, die Höhe der Limburg bald hinter uns gelassen und standen nun, das Thal überquerend, vor dem so unheimlich gekrönten Berg selbst, dessen auffallende Steilheit mich laut aufseufzen ließ. Doch mein kleiner Reisegefährte lachte und seine Augen funkelten: „Allons grimpons, Allons voir ce Teufelsstein!“

Der Aufstieg machte uns aber doch verteufelt heiß, wenn auch die Höhe des Teufelsfelses, wie so oft auf Erden, reichlich die Mühe lohnte. Die graueste Vorzeit schien vor uns aufzuerstehen, denn unmittelbar über unsern Häuptern, den ganzen Bergrand umfassend, trat uns jener gewaltige heidnische Ringwall, den man jetzt Heidenmauer benennt, entgegen! Es schien, als ob die Ureinwohner alle Steine des Gebirges zusammengelesen und aufgestapelt hätten, um sie den bergaufstürmenden Feinden entgegenzuschleudern.

Was wir beim Begehen dieser Reste eines zyklonischen Zeitalters feststellen konnten, ist ungefähr folgendes:

Der Ringwall bestand aus den Ruinen einer kreisförmigen, etwa eine halbe Stunde im Umfang messenden Mauer, um deren äußere Seite in ununterbrochener Folge jene schon beschriebenen regellosen Steinhäufen angeschüttet waren, während im Innern der so gebildeten Arena vielfältig die Spuren von Fundamenten und abgetheilten Mauerresten zu Tag traten. Das Ganze war von einem Anflug junger Kiefern bedeckt und gegen das Muttergebirge hin durch einen Graben noch besonders geschützt.

Der Teufelsstein lag etwa tausend Fuß vom Rande der Heidenmauer entfernt auf einem mäßig hohen, dem Plateau entsteigenden fahlen Hügel. Er ist ein verwitterter, die Narben der Jahrtausende tragender, gewaltiger Felsblock, der sein hochgestirntes Haupt stolz über die vorderen Gebirgsausläufer emporhebt. Ich setzte mich auf seinen



Gipfel und versank sofort, von der Weite und geistigen Tiefe des Ausblicks gepackt, in sinnende Betrachtungen:

Von dem mächtigen Schatten des rückwärts liegenden Gebirgsmassivs gehoben, erstrahlte, soweit das Auge reichte, eine lichtflimmernde, in allen Farben des schaffenden Lebens prangende Niesenzauberplatte, aus der sich beim näheren Zusehen eine unabsehbare Fülle der lieblichsten Miniaturgemälde hervordrängte. Hochgiebelige Dörfer wechselten mit goldgrünen Nebenhügeln, duftblaue Haine mit lachenden Fluren, reiche Städte des Handels mit solchen des Gewerbefleißes, und dazwischen bligten da und dort die Fluten des Rheines und des Neckars auf, gleich festlichen Silberbändern.

Als höchste, von magischem Zauber umflossene Lichtpunkte traten daraus die Dome von Worms, Mannheim und Speyer hervor, während unzählige ländliche Kirchtürme die ganze Ebene mit frommen Gedenkzeichen des ewigen Lebens übersäten, wie die römischen Grabdenkmäler die Appische Straße mit Denkzeichen des Todes schmückten.

Den malerischen Abschluß bildeten am östlichen Horizont die vom Märchenduft der Ferne umträumten Berge des Odenwaldes, in deren Schatten so manche sagenhafte Burgruine eingebettet lag. Gleich einer Fürstin aber erhoben sich daraus die von einem rosigen Schimmer umflossenen Traumgebilde des Heidelberger Schlosses, das selbst in diesen verichwimmenden Linien dem inneren Blick sofort ein aus Natur und Kunst gewobenes Prachtgemälde vorzaubert, wie es die Welt nicht leicht ein zweites Mal zu schaffen vermag.

Ein Gelächter meines kleinen Begleiters erweckte mich aus meinen Träumereien. Er war mit Christian Kinzel in einen wissenschaftlichen Streit über die Länge des Teufelschweifs geraten, dessen Abdruck sie in einer tiefen vom Teufelsitz herabziehenden Rinne zu erkennen glaubten. — Ich hätte gern an der Lösung dieses hochwichtigen Problems teilgenommen, doch die rings aus den Tiefen aufsteigenden Dämmer Schatten mahnten zum Aufbruch. Wir wanderten daher nun wieder heimwärts, wobei der Schneider sich mit Vorliebe allerhand Klagen hingab über die armselige Lage des Arbeiterstandes, der sich um dürftige Nahrung schwer abmühen müsse. — Wie er die Dinge ansah, war die Arbeit zu wohlfeil, während Wein und Kartoffeln hoch im Preise ständen.

Als wir unser Gasthaus „zum Ochsen“ wieder erreichten, hatte der treffliche Wirt uns nicht getäuscht: die Speisen mundeten ausnehmend und wurden in einer fast verschwenderischen Fülle aufgetragen. Die Flasche alten Dürkheimers hätte sogar für Johannisberger oder den noch köstlicheren Steinberger, wie man ihn zu London und Newyork trinkt, gelten können. Dazu verlieh die einfache und wohlmeinende Höflichkeit, mit der alles serviert wurde, dem Mahle eine besondere Würze.

Es wäre selbstsüchtig gewesen, uns selbst zu erfrischen, ohne nach so viel Stunden anstrengender Bewegung in der scharfen Bergluft auch des Schneiders zu gedenken. Er erhielt gleichfalls sein Teil und, was ihm noch wichtiger dünkte, sein Glas. So beiderseits durch diese im besten



Sinn naturgemäßen Mittel neu belebt, hielten wir eine Besprechung ab, an der auch unser würdiger Postmeister teilnahm."

Die folgenden Seiten sind das Ergebnis dieser Unterhaltung, die im Gasthauszimmer „zum goldenen Ochsen" stattfand.

„Sollte irgend ein moderduftender deutscher Antiquar da und dort einen unwesentlichen Anachronismus, einen am unrichtigen Ort angebrachten Namen oder gar einen allzu früh aus dem Fegfeuer erlösten Mönch auffinden, so laden wir ihn ein, seinen gerechten Grimm an Christian Kinzel auszulassen, dessen Leib und Seele der heilige Benedikt von der Limburg für immerdar vor allen Kritikern bewahren möge!"

Soweit Cooper. Wir fügen seinem Schlusssatz nur noch bei, daß er eine Rüge seiner Anachronismen durch allzu späte Kritiker nun nicht mehr zu fürchten braucht, dieweil, solche, wie wir schon andeuteten, in meinem Cooper redivivus bis auf einige rudimentäre Reste ja ausgemerzt sind. Dagegen wurde die Abfassung dieses Werkes mit herrischer Gewalt stets von einem Anachronismus anderer Art bedrängt, nämlich von dem grauenhaften, aus den blutigsten Sagen der Vorzeit zum Leben erwachten Riesenmoloeh des Weltkriegs und seinen Nachwehen.

Möge dieses entseklische Wahngelilde des Erdgeistes nun endlich vor der Sonne der Vernunft wieder in den tiefsten Schacht der Erde zurückfahren, daß das todwunde Herz unseres Vaterlandes sich wieder erhebe zu neuem Hoffen, zu neuem hohen Schaffen und ein morgen-goldenes Leuchten rings um die Erde fliege.

Geschrieben zu Grethen an den Ufern des „ehrgeizigen kleinen Sees" von

Hermann Schaefer